

von Ceylon gelebt hat: André Chevrillon. Er schreibt<sup>2</sup>: „Wir gingen durch den Hof, einen Fußsteig und einen Säulengang, und waren plötzlich an verschlossenen Orten, in goldenen Schatten, zwischen brennenden Lichtern, in Weihrauchdunst. Erst eine große Halle, blau von Rauch, wo unsere erst noch vom Tageslicht geblendeten Augen nach und nach hinter Gittern von Gold und Bronze unbewegliche Silhouetten von heiligen Männern des Buddhismus entdeckten. Auf allen Seiten Buddhas, sitzend, stehend, zusammengekauert, mit erhobenem Finger, um Frieden zu bezeichnen, oder in sich selbst zusammengeduckt, die Augen vor dem Blendwerk der Wirklichkeit geschlossen. Nicht ein Laut; kein Murmeln von Gebeten, eine Stille, die ebenso wie das plötzliche Halbdunkel benimmt. Aus der Menge aber, die langsam durch die Säulen der Mittelhalle hereinströmt, scheidet sich hie und da ein einzelner ab und beugt sich nieder, und nackte Arme füllen Blumen in eine oder die andere Urne, die bereits blumengefüllt steht.“

## Des chinesischen Volkes Frömmigkeit auf hl. Boden nach der Revolution

Von P. Jacob Marquart S. V. D., Bihlafingen über Laupheim,  
Württemberg

In der früher<sup>1</sup> in dieser Zeitschrift veröffentlichten Studie suchte ich ein Bild von der allgemeinen Volksfrömmigkeit im hl. Lande von Schantung zu entwerfen. Die nachstehende Darstellung gilt besonderen religiösen Formen, sowohl im Volksleben wie namentlich in der Frauenwelt.

### Vereinzelte und private Frömmigkeitspflege

#### I. Frömmigkeitspflege im Volksleben

##### 1. Heilige Mutter, Scheng-mu.

Sie ist eine oft für viele Provinzen gemeinsam sehr eifrig, ja am meisten verehrte und am fleißigsten besuchte Gottheit. Es ist eine buddhistische Pussa. Meist trägt das Bild einen großen Heiligenschein und sitzt vertrauerweckend auf einer Lotosblume. Es fehlt ihm das Fratzenhafte mancher Göttergestalten und auch das Plumpe des Buddha. Für gewöhnlich ist es die Dschuin-ti-Pussa, sichere Helferin oder auch eine Quän-yin-Pussa, Rufen Erhörende.

Der Tā-schän, hoherhabener Berg (Himmels-Berg mit der Tā-schän-Mu, Himmel-Mutter), ist der heiligste Berg Chinas und zugleich der größte heidnische Wallfahrtsort in der Provinz Schändung (Schantung), nördlich von Tā-ngän-fu. Der Berg ist 1550 m hoch, und es führen 6000 Steinstufen zu ihm empor an den steilsten Stellen. Man rechnet 6 Stunden Aufstieg vom Fuße an, während der Abstieg auf einer Sänfte in gut 2 Stunden gemacht wird, wobei die Träger die äußerst steilen Treppen mit schmalen Stufen hinunterhüpfen. Fast senkrecht, ist selbst für den beherzten Bergsteiger der Steilabfall

<sup>2</sup> Sanctuaires et paysages d'Asie, Paris 1905.

<sup>1</sup> 1940, Heft 1, S. 43 ff. Vgl. auch die dort angegebene Literatur.

schwindelerregend. Schon in den ältesten Zeiten war der Berg hochberühmt in der Geschichte Chinas. Auf seinem Gipfel opferten Chinas Kaiser bereits 1000 Jahre vor Christus.

Der Weg führt vorbei an einer Reihe Tempel und Heiligtümer, die alle von den frommen Besuchern zur Ehrenbezeugung durch Ko-to betreten werden. Auf der Höhe ist das Heiligtum der Tā-schän-nā-nā Himmelgroßmutter oder Tā-schän-niang, Tā-schän-mu, Himmelmutter. — Der Glaube und das Vertrauen bei dieser Wallfahrt ist rührend und erbaulich. Voll Andacht und Sammlung wirft man sich vor der Figur nieder, während der Priester mit einem Klöppel auf die Glocke schlägt, die rechts auf dem Altar steht. Nachher bringt man die Opferspenden. Neben dem Haufen Kupfermünzen finden sich auch Silber(Dollar)-stücke. — So ist auf dem Tā-schän die Tā-schän-niang die angesehenste Gottheit, mehr verehrt als der Jü-huang (erhabenste Herrscher) in dem noch höher gelegenen Tempel auf dem Gipfel des Berges. Da vermißt man die Herzlichkeit und stehen Verehrung und Reichtum der Opferspenden zurück, obwohl diese Gottheit, weil mit dem Himmelsherrn identisch, die höchste darstellt.

Besonders um Neujahr (chinesisch) gehen zahlreiche Wallfahrer zum Besuch der Tā-schän-nā-nā, Himmelgroßmutter, auf den Tā-schän. Oft sind es große Prozessionen von weither, die mit wehenden Fahnen und Wimpeln durch die Dörfer ziehen. Zu diesem Zweck werden das ganze Jahr gung-chiang, Sammlungen von Geld und Getreide veranstaltet als Reisegeld für die Wallfahrt. Es bilden sich private Wallfahrtsbruderschaften, die dann aus den entlegensten Provinzen zusammen oft viele 100 Stunden weit zu Fuß zur Himmelmutter pilgern. — In den Dörfern stehen an Wegkreuzungen Denksteine, ähnlich den Grabdenkmälern, oder in die Giebel-, Haus- oder Gehöftsmauer eingelassene Steinplatten mit der Inschrift Tā-schän-mu, Mutter oder Tā-schän-nā-nā, Großmutter. Dies zeugt von der allgemeinen großen Verehrung, die sie genießt.

Der Ling-schän, Seelen-Berg, auch Scheng-Mu-schän genannt (mit der Scheng-Mu, Heiligen Mutter). An Wallfahrtstagen kommen große Prozessionen aus den verschiedensten Kreisen zusammen. Sie tragen Papiersänften, papierene Menschen- und Tierfiguren und andere Weihegeschenke. Oben auf dem Berge werden diese verbrannt, nachdem der Gottheit die Ehrenbezeugung erwiesen wurde. Stöße von Goldpapier werden im Ofen im Tempelhof aufgetürmt und verbrannt. Durch gemeinsame Spenden, auch aus fremden Kreisen, wurden baufällige Tempel teils restauriert, teils neu aufgeführt. — Dieser Eifer und dieses Vertrauen sind sehr rührend. Herzliches Mitleid ergreift die Seele, daß solcher Glaube in irriger Richtung auf irrige Objekte sich betätigt. „Mich erbarmt des Volkes“ drängt sich einem unwillkürlich auf.

Die ausgedehnten Tempelbauten in der Stadt Tā-ngän-fu, der Kreisstadt und Bahnstation vom Tā-schän und zugleich heiliger Stadt, waren das nächste Ziel der Wallfahrt. Von da ziehen die Pilger, die oft von weither kommen, prozessionsweise zur Höhe des heiligen Berges. Gleich mit dem Besuch der gewaltigen Tempelbauten in der Stadt nahm die Wallfahrt ihren Anfang. Der Stadt-Tempel ist der Religionsfeindlichkeit Jung-Chinas zum Opfer gefallen. Die großen Bauten dienten zeitweilig, während der Revolution, als Soldatenlager, so für die Weiß-

russen; dann als Sitz der Provinzialregierung, als Tsi-nän-fu von den Japanern besetzt wurde. Zuletzt boten sie dem christlichen General Fung-yü-siang mit seinen Leuten ein Asyl auf Einladung des letzten Gouverneurs von Schantung.

Dagegen sind die Heiligtümer unterwegs, auf der neun Stunden langen Strecke bis zum Gipfel des Berges und auf der Höhe selbst, unversehrt geblieben. Die Liebe zur Himmelsmutter ist kindlich fromm und die Wallfahrt dem Volke ans Herz gewachsen. Dies hat sie auch vor der Zerstörungswut der Religionsfeinde gerettet. Hier ermöglichte sich eine herrliche Muttergottes-Wallfahrt, wenn China sich bekehren würde!<sup>2</sup>

## 2. Der Heilige, Weise, Scheng-Jen

Die Heiligen sind nach dem Daismus die Gelehrten, deren Leib während ihres tugendhaften Erdenlebens völlig durchgeistigt, die Leichtigkeit eines Luftgebildes annimmt. Es sind Halbgötter, vergötterte Menschen.

Kung-fu-dse ist nun nicht bloß ein solcher Heiliger, sondern er ist einfachhin der Heilige, der Weise in den Augen des chinesischen Volkes.

Kung-fu-dse (geboren 551 v. Chr. im Fürstentum Lu, das einen Teil der heutigen Schantungprovinz bildete, gestorben 478, 73 Jahre alt) wird in vielen Tempeln, wenigstens in einem in jeder Stadt und in zahlreichen Bildern verehrt.

In Tschüfu, in der Provinz Schantung, dem Heimatsort des Konfuzius<sup>3</sup>, ist ihm zu Ehren ein großer Tempel errichtet worden mit vielen Nebenhallen, mit einem gewaltig großen Grundbesitz der Familie Kung. —

<sup>2</sup> P. Tschepe, Der Tä-schän, erklärt die einzelnen Heiligtümer auf dem neunstündigen Wallfahrtswege und auf der Höhe des Tä-schän. — Die Frau in Shantung vom Verf. des Artikels, S. 51, 64, 69 usw. Die hl. Stadt Tä-ngän-fu hat ihre Bedeutung als Station und Ausgang der Wallfahrt zum Himmelsmutter-Berg und demzufolge als Pilgerherbergstadt, mit Verkaufsstellen von Wallfahrtsandenken. Die Stadt liegt 20 Stunden südlich der Provinzialhauptstadt Tsinanfu (spr. Dsi-nän-fu), an der von den Deutschen kurz vor dem Kriege vollendeten Dsin-Bu (Tientsi-Pukou) Schnellzuglinie und gehört mit zu dem von deutschen Franziskanern der sächsischen Provinz (Werl) verwalteten Apost. Vikariat Tsinanfu.

<sup>3</sup> Vgl. P. Tschepe, Tschüfu; P. Biallas, Dasselbe ausführlicher. Tschü-fu (oft K'ü-fu transcr.) liegt an derselben Bahnstrecke, ca. 38 Stunden südlich von Tsinanfu, von der gleichnamigen Bahnstation nach Osten eine Stunde entfernt und 3½ Stunden nördlich von Yen-choufu (spr. Yen-dscho-fu), dem Sitz des Nachfolgers von Bischof v. Anzer aus der Steyler Mission, Wiewohl Kreis und Stadt Tschü-fu klein an Ausdehnung, haben sie doch hohe Berühmtheit dadurch erlangt, daß die Stadtmauern den ausgedehnten Cypressenhain mit dem hohen, runden Grabhügel des größten Weisen, den prachtvollen Tempel zu dessen Ehren und den Palast seines 77. Nachfolgers in gerader Linie des Herzogs Kung umschließen. — P. Tschepe, Das Leben des Konfutius. — Yen-dscho-fu, die Stadt der Familie des Lieblingsschülers Kung-fu-dse's Yen. Sein Grab ist in Tschü-fu. — Tschou-hien (spr. Dscho-chiän) an der Bahn sechs Stunden südlich von Yen-dscho-fu birgt Grab und Tempelanlage des zweitgrößten Gelehrten Chinas Mung-dse.

Es war kaiserlicher Befehl, am kaiserlichen Altar in Peking und in seiner Heimat ein Schaf, ein Schwein und einen Ochsen zu opfern. In der Folgezeit wurde dieser Befehl auf alle Kreisstädte ausgedehnt. So gibt es keine Stadt im Reiche, wo nicht wenigstens ein Kung-fu-dse-Tempel wäre. Der älteste Nachkomme trägt den erblichen Fürstentitel und ist berufener Priester am Grabe und im Tempel seines Urahnens, während es in Peking das Amt des Kaisers und in den Städten des höchsten ortsansässigen Zivilbeamten war.

So zielte die Verehrung im Staatskult ins Übermenschliche. Doch macht sie einen Unterschied mit der Verehrung der Idole (oder des Buddha und Laodse), indem vor der Ahnentafel des Kung-fu-dse und seiner Jünger, als dem Sitz des Geistes, die Opfergaben aufgestellt werden. — Alle Tempel sind gleich angelegt. In der Mitte der großen Halle, gegenüber vom Eingang, steht das Bild (Tafel) des Kung mit der Aufschrift „der höchstselige ehemalige Lehrer Meister Kung“. Davor steht der Altartisch. Rechts und links von der Tafel des Kung-dse befinden sich die Tafeln der „vier Genossen“, an den Seitenwänden die Tafeln der „zwölf Weisen“. Hinter der Tafel steht in dieser Halle noch die große bildliche Darstellung der Person. — Diese scheint mehr als eine Art Denkmal aufgefaßt zu werden. Eine religiöse Bedeutung kommt ihr wohl nicht zu; denn die Ehrenbezeugung ist dieselbe vor den Tafeln der 72 Jünger, wie vor den 4 resp. 17, die noch ein Bild dabei haben. — In den Seitenhallen finden die Tafeln der 72 Schüler des Konfuzius Aufstellung. Der Kultus ist genau geregelt nach Vorschrift und vollzieht sich nach einem ausführlich angelegten Ritual. Zweimal monatlich finden Opfer statt, am Neu- und Vollmondstag; zweimal im Jahre wird eine ganz besonders feierliche Opferzeremonie vollzogen, zu Anfang des zweiten Frühlings- und zweiten Herbst-Monats.

In Peking kam das Frühlings- und Herbstopfer\* darzubringen dem Kaiser zu. In der Provinz und Kreisstadt hatte der höchste Zivilbeamte die Zeremonie zu leiten. — Der Beamte, dem das Opfer oblag, mußte drei Tage Enthaltbarkeit und Fasten beobachten. Für die Handlung legte er ein eigenes Staatsgewand an. Auf drei Opfertischen standen Schüsseln mit Speisen und Früchten, sowie Reiswein. Davor lag eine Rolle weißer Seide, und waren die drei Opfertiere aufgestellt. Jede Opferung ist mit einem dreifachen Ko-to verbunden. Vor der Tafel des Kung verbrannte der Beamte Räucherstengel und berührte dreimal mit der Stirne den Boden (Ko-to). Die gleichen Zeremonien fanden vor den übrigen Tafeln statt. Zum Schluß der Feier wurden die Seidenrollen verbrannt, während das Fleisch der Opfertiere unter die Unterbedienten verteilt wurde. Nach abermaligem Ko-to vor der Tafel verließ der Beamte mit Gefolge in feierlichem Zug den Tempel.

In den Staatsschulen war für die Schüler zur Kaiserzeit die Verehrung des Kung-fu-dse im Schulraum. Bei Betreten und Verlassen desselben hatten die Schüler die Ehrfurchtsbezeugung zu machen. Auch die Mittel- und Hochschulen nach modernem Muster, welche schon unter dem letzten Kaiser eingerichtet wurden, mußten diese Ehrung an Konfuzius leisten. Dasselbe galt auch für die Examenskandidaten des Lizentiats oder Doktorates nach bestandener Prüfung, wo die Feier im Konfuziustempel stattfand. — Die Zeremonien waren von der Kirche als abergläubisch erklärt worden, weshalb es dem Katholiken verboten war, daran teilzunehmen. Daher waren die Katholiken zur Kaiserzeit von

den Staatsämtern ausgeschlossen. Als Kreisbeamter hatte man überdies die Opfer zu entrichten. An und für sich ist der Ko-to kein religiöser Akt<sup>4</sup> und wird heute noch Eltern, Lehrern und Vorgesetzten zu Neujahr oder an Geburts- und Namenstagen oder sonstigen Festen zur Beglückwünschung gegeben.

Der Konfuziustempel war zu Neujahr nicht geöffnet, und es fand dort keinerlei Feier statt, während die übrigen Tempel in dem Neujahrsmonat wenigstens 17 Tage lang scharenweise besucht wurden, wobei man mit Ko-to vor den Götzen Räucherwerk und Papier verbrannte. — Auch sieht man keine Frauen im Kung-fu-dse-Tempel, um Kindersegen zu erbitten. So trägt die Kung-fu-dse-Verehrung mehr den Charakter des Ahnen-, resp. Heroen-, nicht Götterkultes, ohne das Beiwerk des Aberglaubens oder der Zauberei wie bei Buddha und Lau-dse und deren Götterheer. Deshalb sind auch die meisten Konfuzianer dabei noch Buddhisten oder Dauisten oder alles zusammen.

Während zur Kaiserzeit der Konfuzianismus Staatskult war, erklärte Jung-China vor fünf Jahren sich als religionslos. So wurden in den Städten die Lehm-Götzen an die Luft gesetzt und die Wasserlöcher damit gefüllt. Die Stadttempel wurden gereinigt und zu Amtsgebäuden verwandt. Auch die Ahnentafeln des Konfuziustempels und die Statuen der Weisen mußten das Feld räumen. In Kaomi (Schantung) wurde der Konfuziustempel Gefängnis für die Opiumraucher und -raucherinnen. So unterblieb jeder Tempelbesuch und jede Neujahrsfeier mit ihrem Weihrauch- und Papierverbrennen und Ko-to in den buddhistischen und dauistischen Tempeln.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges 1930 wollten kommunistisch angehauchte südliche Sieger den Tempel und das Tempelland des Kung-fu-dse in Tchü-fu gleich den anderen Tempeln leeren und den Zypressenhain abholzen und konfiszieren. Bis dahin waren sie heilig und unantastbar, und ließ man selbst die dürren Lebensbäume stehen oder die vom Winde umgewehten ruhig liegen, bis sie verfaulten; höchstens, daß man sie aus dem Wege zur Seite rückte. Niemand durfte wagen, eine Axt an sie zu setzen, um sie zu Brennmaterial zu verarbeiten. — Doch, da rettete das mutvolle Auftreten der Gelehrtenwelt von Nord-China, speziell von Schantung, wo das Grab liegt, das Grab des Kung-fu-dse samt seinem Haine und seinen Tempelanlagen und dem Palaste in Tchü-fu bei Jen-dschou-fu. Das Familienhaupt bringt weiterhin die oben beschriebenen Opfer dar, und sieht das Riesenland in ihm den

<sup>4</sup> Heute wird in den Staats- und staatlich anerkannten Schulen vor dem Bilde des Swin-wenn oder Swinn-ya-dsen, das an erhabener Stelle im Schulraum an der Wand hängt, die Ehrenbezeugung durch Verneigung gemacht und jeden Montag durch eine wenigstens einstündige nationale Feier. Die Zeremonien sind, außer der dreimaligen Verneigung, ähnlich denen, wie sie ehemals Kung-fu-dse erwiesen wurden. Nach einer aufreizenden politischen Rede mit Ausfällen gegen das Ausland werden patriotische Lieder gesungen, und wird einige Minuten still betrachtet. — Der Akt findet Montags in der sog. Li-tang-Zeremonienhalle statt und ist offiziell für Schüler und Soldaten. — Bei der Beisetzungsfierlichkeit für Swin-ya-dsen in Nanking, an der auch der Apost. Delegat Exz. Costantini teilnahm, wurde von der Regierung die Ehrung als nicht religiöser Akt erklärt. Nur bleibt die Schwierigkeit, weshalb das Kreuz aus den Schulräumen zu verschwinden hat und jede religiöse Kundgebung zu unterbleiben hat; während an dessen Stelle das Bild des Swin aufzuhängen ist, um ihm die erwähnte Ehrung zu erweisen.

Vertreter des letzten öffentlichen Kultes. — Das gegenwärtige Familienhaupt, der 20jährige Herzog, ist der 77. Nachfolger des Kung-fu-dse. Bei seiner Geburt mußten seinerzeit zwei Steyler Schwestern von der kath. Mission Jen-dschou-fu mehrere Wochen auf Befehl der damaligen Regierung von Peking wachen, damit kein Betrug unterlaufe.

Der Herzog ist sehr gut befreundet mit der kath. Mission, namentlich mit ihrem Arzt, einem Bruder SVD., dem er im Juni 1936 eine Ehrentafel stiftete und selbst überbrachte. Auch zum Empfang des päpstlichen Delegaten hatte er sich eingefunden.

### 3. Asketenehrung.

Es war im Hochsommer, in den Hundstagen des Jahres 1934, gerade als die Sonne im Zenith stand. Da war ein ungewöhnliches Straßenleben und herrschte ein Menschengewoge zu so ungewohnter Stunde, wo sich sonst alles in den Schatten des Hauses oder eines Baumes flüchtet, die Straßen menschenleer sind. Ein Wald von Fahnen, von dürrig gekleideten Buben getragen, bewegt sich zum Osttor hinaus. Eine Unmenge Menschen mit Schirmen, Stroh- und Tropenhüten gegen den glühenden Sonnenbrand folgt neugierig nach.

Es ist ein Leichenzug; aber kein Trauerzug, sondern ein Festzug, an Großartigkeit einzigartig. Die ganze Stadt ist auch auf den Beinen. Selbst das sonst so abgeschlossene Frauengeschlecht scheut nicht den glühenden Sonnenstrahl und den Schweiß, der in Bächlein das weißgepuderte Gesicht durchfurcht. Das dichte Gewoge erhöht noch die Hitze. Vorausgetragen wird an Stelle des „Ding“, mit Angabe der Daten des Alters, der Ämter, des Todestages des Verstorbenen auf einer, von einem Baldachin überdachten Tuchbahn, die 75 cm große Photographie desselben. — Von zweimal zwölf Trägern keuchend gehoben, ist es nicht wie sonst ein Riesensarg, der etwa die Leiche eines Reichen oder Vornehmen einschließt, sondern ein glasierter Wasserbehälter von 1 m Höhe und  $\frac{3}{4}$  m Durchmesser. Ein umgestülpter Topf von gleicher Größe und Qualität bildete den Verschuß. Zierlich, mit Goldblumen bemalt, birgt er die sterblichen Überreste eines dauistischen Mönches. Eine große Anzahl dauistischer Priester im Ornate folgt der Leiche. Unter einem großen Mattenzelt wird der Topsisarg niedergesetzt. Die Priester rezitieren ihre Gebete.

Der Tote hatte bis in sein hohes Alter von über 70 Jahren das strenge Fasten<sup>5</sup> mit Betrachtung geübt. Demgemäß mußte er sich enthalten von allem Fleisch warmer und kaltblütiger Tiere, also jeden Lebewesens, auch von Weich- und Wassertieren und Tierfett. Selbst Eier, Zwiebeln, Lauch, Knoblauch, scharfe Gemüsearten und alles Saure ist ihm zu essen verboten. Auch gestattet das strenge Fasten nicht den Genuß geistiger Getränke oder Tee, noch von Suppe, überhaupt jeden Zusatz zu reinem warmen Wasser. Auch das Rauchen ist verboten. Nur eingemachte Rüben zu den vegetarischen Speisen sind erlaubt.

Das gemäßigte Fasten gestattet außer an sieben Tagen im Monat noch Schweinefleisch und Fett, Schuppenfische, Eier, Lauchgemüse und Saures zu genießen, Tee zu trinken und Tabak zu rauchen.

<sup>5</sup> Vgl. P. Marquart, Die Frau in Shantung, S. 47 ff. und 62 ff., besonders S. 55: Ehrenggrab einer Dau-gu heidnischen Jungfrau.

Der Asket betet auch viel, außer bei Tisch noch bei bestimmten Tagzeiten. Er unterhält das Stundengebet, auch das nächtliche 2—3 Stunden lang. — Am 1. und 15. jeden chinesischen Monats betet er, die Hände gefaltet, mit gestrecktem Daumen, kniend die ganze Nacht, ja 2—3 Tage hindurch. Sonst betet und betrachtet er sitzend.

Nachdem der Asket verstorben war, haben ihm die Lau-mu-hui Altmutterverein (Laienvereine mit dieser strengen Art Fasten) und die Dau-sche-Mönche zusammen ein großes Turmdenkmal von 25 m Höhe errichtet. Dort in der Gruft wird der zu den Genien als Halb-gott Erhobene beigesetzt. Im Leben hatte er sicher nie eine solch hübsche Behausung bewohnt. Der Boden der Gruft ist mit Backsteinen belegt, wie man es nur in Tempeln und vornehmen Häusern findet. Die Wände tragen einen sauberen Verputz und sind weiß getüncht. Die Flächen der Seiten sind mit hübschen Blumen bemalt, welche die vier Jahreszeiten darstellen.

Wie der Asket in hockender Lage, die Füße eingezogen, in Schneidersitz im Leben der Betrachtung oblag, so sitzt auch in dieser Stellung im Topsarg seine sterbliche Hülle, die Larve. Das Jing-öl, der neue unleibhaftige Mensch, aber verließ diese und schwang sich wie eine Zikade frei in die Luft nach den Gefilden der Unsterblichen, den Glücksinseln.

Neben dem Turm und Ehrengrab sind Tempelbauten<sup>6</sup> erstellt worden, wo dem zu den Genien Versetzten die Opfer dargebracht werden. Manche dieser Mönche üben das Fasten derart strenge, daß sie neben der geschilderten Abstinenz sich in Speise und Trank solchen Abbruch tun, daß sie immer weniger genießen und immer geringeres Eßbedürfnis haben, bis sie schließlich bei Fasten und Betrachtungen verhungern.

#### 4. Naturvergötterung.

Das Volk schuf sich für alles und jedes seine Götter und Geister, die den Himmels-gott mehr und mehr in den Hintergrund drängten. So gibt es genug heilige Berge und Bäume.

Auf dem Kirchplatz standen mehrere fast 1 m dicke, mehrhundert-jährige chinesische Akazien. Sie wachsen sehr langsam; denn das Holz ist hart, viel härter als Eichenholz. Infolge des hohen Alters, von schätzungsweise 400 Jahren, waren die Stämme hohl, so daß der meterdicke Stamm bei Wind sich drehte wie ein Bohrer. Kurz entschlossen wies ich das Personal an: „Bringt den Drachen um; aber beeilt euch, um nicht durch Nachbarn und Stadtväter unliebsam verhindert zu werden“. — Das brauchte ich zu den sonst nicht so Eiligen nicht zweimal zu sagen. Rasch wird das Hoftor geschlossen. Mit Vergnügen griff selbst mein Schreiber kräftig zu. Bald waren die Riesenäste abgesägt, damit sie beim Fällen nicht die Häuser beschädigten. — Da meldete sich während dieser Arbeit ausgerechnet ein Stadtältester. Sofort sah er auch den Baumstrunk und sprach ernst besorgt: „Der Pfarrer versteht zu sparen und will das Holz der alten Bäume gebrauchen. Das soll er nicht tun, sondern vielmehr ein paar hundert Backsteine kaufen, um die Bäume zu stützen und die Höhlungen auszufüllen. Diese Bäume bedeuten großes Glück für die Stadt.“ — Nicht ohne Grund hatte ich ein

<sup>6</sup> Mancherorts sind wieder Tempel erbaut worden durch Sammlungen von Geld.

solches Dazwischentreten befürchtet. Als der Herr sich entfernt hatte, warfen sich die Angestellten erst recht mit Begeisterung auf die Arbeit. Bis am Abend hatten sie, wie sie scherzend sagten, die Drachen oder Geister oder was es sonst sein sollte, mit Stumpf und Stiel beseitigt; so zwar, daß kein Mensch ahnen konnte, daß da ein Baum gestanden haben konnte. — Andern Tags kam ein Dutzend Stadtväter zur Residenz. Es fiel aber keinem auf, daß die heiligen Bäume fehlten. So war jede Spur verwischt. — Die hohlen Baumriesenstrunke eigneten sich eben noch, nach Anbringung zweier Stirnbretter, als Krippen für die Esel der Festgänger.

## II. Frömmigkeitspflege in der Frauenwelt

### 1. Heidnische Jungfrauen<sup>7</sup> (Dau-gu).

Heidnische Jungfrauen sind in China sehr selten, aber immerhin gibt es solche. Noch nicht den Mädchenjahren entwachsen, sind die meisten Mädchen schon verlobt, vielleicht schon verheiratet. So bleiben nur wenige übrig, die mit 17 bis 22 Jahren noch ledig sind und so als Jungfrauen nach unseren Begriffen gelten können. Der Jungfrauenstand ist im Heidentum erst recht eine Seltenheit. Er kommt höchstens in pietistischen Vereinigungen mit allerhand strengen religiösen und vegetarischen Vorschriften vor (als sog. Dau-gu).

Die Aufnahme in den Jungfrauenstand geht nach bestimmten Zeremonien vor sich. Die Kandidatin bringt 12 Kupferstücke und 5 Brote mit, die sie der Meisterin (Sche-fu) übergibt. Dies ist eine ältere Jungfrau, welche von den übrigen Jungfrauen als Vorsteherin gewählt wird. Ein gleichfalls mitgebrachtes Baumwollhandtuch wird der Länge nach am Rande des Tisches ausgebreitet, so daß die halbe Breite noch am Tischrand herunterhängt. Ein brennendes Harz-Stäbchen (Kien-span) wird daraufgestellt. Es ist also nicht, wie sonst ein Weihrauchstäbchen. Bleibt das Kienstäbchen stehen, richtiger am weichen Tuch schief gegen den Tisch haften, so gilt das als Zeichen des Berufes der Kandidatin, und sie wird als Schülerin (Tudi oder Di-dse) in den Jungfrauenstand aufgenommen; umgekehrt aber, falls das sehr dünne Stäbchen nicht stehen bleibt, zurückgewiesen. Das Tuch samt den Broten und dem Kupfergeld verbleibt der Meisterin.

Dann wird die Kandidatin gefragt, wie sie das Fasten halten wolle, ob zeitweiliges und eingeschränktes Fasten (tsche hua dschä) oder beständiges und volles Fasten (tsche tschang dschä).

Nach Beantwortung der Fragen werden der Kandidatin durch die Vorsteherin vier silberne Fingerringe an die Hand gesteckt, welche je ein Zeichen tragen. Auf den Ringen der linken Hand ist eingeprägt (Fu schou, kang-ning; yu fu, ju schou — kang djän, nğän ning) = „Glück und langes Leben — bringen Ruhe“, auf denen der rechten Hand (Tien men — kä dji) = „Das Himmelstor — eröffnet das Glück“.

Dann erhält sie ein Fuß großes rotes Tüchlein. Darauf sind Name, Geburtsort, Kreis, Provinz, Jahr und Tag des Eintrittes der Schülerin vermerkt, sowie der Name der Vereinsvorsteherin. Dieses Tüchlein trägt die Jungfrau immer bei sich in der rechten Brusttasche des Rockes.

<sup>7</sup> Vgl. Die Frau in Shantung, vom selben Verfasser, S. 47 f.—58.

Diese Jungfrauen kleiden sich nach Art der Bauernfrauen. Die Füße sind verkrüppelt. Sie lassen, wie die Mädchen, den Zopf hängen, mit schwarzer Zopfschnur. Doch infolge der ewigen Unruhen durch Räuber und räuberische Soldaten fühlen sie sich veranlaßt, gegenüber diesen Unholden jedes äußere Zeichen ihres Standes zu verbergen und binden deshalb nun auch vielfach den Zopf auf nach Art der Frauen. Sie werden vom Volk „Tante“ (Gu) oder Fräulein, Jungfrau (Gu-niang) genannt. Ihr Titel ist Dau-gu.

**Bußübungen.** Diese Jungfrauen führen ein sehr strenges Leben nach bestimmten Regeln. Je nachdem sie es bei der Aufnahme versprochen, halten sie die vorgeschriebenen Fasten in äußerster Strenge oder in gemäßigterer Form.

Hat die Jungfrau versprochen *Tsche chua-dschä*: bestimmte Fasttage und Unterschied der Speisen zu halten, so ißt sie kein Rind-, kein Pferde-, kein Esel-, kein Maultier-, kein Hundefleisch, keine Fische ohne Schuppen, noch Fleisch von anderen Wasser- und Weichtieren, also keine Krebse, keine Muscheln, keine Austern, keine Tintenfische usw. Sie trinkt auch keine geistigen Getränke.

Schweinefleisch, Fische mit Schuppen, Eier, Zwiebeln, Lauch, Knoblauch, Saures darf sie essen und auch Schweinefett gebrauchen, außer an 7 Tagen jeden Monates, an denen Abstinenz auch von diesen letztgenannten zu halten ist, nämlich am 1., 13., 15., 27., 8., 18., 28.

Ochsenfleisch ißt man nicht, weil das Rind so harte Arbeit leistet; wer es schont, für den legt es Fürbitte ein beim Ursprung aller Dinge, bei der Seelenwanderung.

Esel-, Maultier-, Pferdefleisch ißt man nicht, weil diese Tiere die Mühle ziehen und man sie reiten kann.

Das so beliebte Hundefleisch ißt man nicht, weil der Hund das Haus bewacht.

Schweinefleisch ißt man dagegen, ausgenommen an Abstinenztagen, denn das Schwein tut nichts und taugt zu nichts, hat also keinen Nutzen, man füttert es bloß zum Schlachten.

Bei *Tsche tchang dschä* (immerwährendem und vollem Fasten) ist jedes Fleisch, auch Schweinefleisch, jeder Fisch und alles Fleisch auch von Weich- und Wassertieren und jedwedem Lebewesen, sowie Tierfett, Eier, Zwiebeln, Lauch und Knoblauch, Saures zu jeder Zeit und unter allen Umständen ausgeschlossen.

Außer der Enthaltung von geistigen Getränken essen diese Leute auch keine Suppe, noch trinken sie Tee, sondern nur das helle Heißwasser, ohne Teeblätter. Der Tee ist ihnen nicht rein. Sie rauchen auch nicht, was in China bei Männern allgemein und auch bei vielen Frauen Brauch ist. (Die lange Pfeife muß allgemach den Zigaretten weichen.) Das Rauchen gilt ihnen als unrein. Sie essen ihr bloßes Salzgemüse; eingemachte Rüben als Zusatz zu ihren vegetarischen Speisen. Landtiere und Fische, wie alles Lebende ist beseelt und macht die Seelenwanderung durch. Deshalb darf man es nicht essen.

Die ständig Fasten gelobt, machen sich das Essen selbst, sonst gilt es nicht als rein. Auf Reisen oder auf Besuch nehmen sie das Brot von Hause mit.

Auch sonst verrichten sie noch viele Bußübungen.

**Frömmigkeitspflege.** Diese Jungfrauen bewohnen für sich ein kleines Haus. Andern Leuten, selbst Frauenspersonen, ist der Zutritt

verboten. In dieser ihrer Wohnung verrichten sie zugleich die Tagesandacht. Sie beten viel und zu bestimmten Tageszeiten, auch bei Tisch. Selbst das nächtliche Stundengebet unterhalten sie um Mitternacht für 2—3 Stunden. Am 1. und 15. jeden chines. Monats beten sie kniend, die ganze Nacht, ja 2—3 Tage lang. Sonst beten sie sitzend. Dabei falten sie die Hände, auch die Finger, nur die Daumen sind gestreckt.

Auf dem Tische, der an die Nordwand herangerückt ist, stehen die „Pä-wei“ ihrer Lieblingsgottheiten. Zu diesen zählen der „Jü-huang“, die „Pussa-niang“ und die „Guän-yin“. Hat die Jungfrau nicht deren Seelentäfelchen, so heftet sie zum wenigsten Zettel mit deren Namen an die Nordwand, vor denen sie ihre Andacht verrichtet.

Den Yü-huang (erhabensten Kaiser, höchste Majestät) verehrt sie als das höchste Wesen, das Regen und Sonnenschein schenkt, als den Himmelsgroßvater (Tiän-lau-ye).

Die Pussa-niang, deren Titel die „Dschuin-ti-Pussa“ (die sichere Helferin) ist, weil sie in allen Nöten und Anliegen unfehlbar hilft, nennt das Volk „Pussa-niang“ (Pussa-Mutter) oder einfach „Pussa“.

Der „Pussa-yä“ (Pussa-Vater) ist kaum genannt und bekannt unter dem Volke; wird also wenig oder gar nicht verehrt. Er hat auch keine Statue und keinen Altar in dieser Gegend. Pussa ist der chinesierte Name der von Indien übernommenen Gottheit.

Neben der „Dschuin-ti-Pussa“ ist es die „Naen-chä-da-scheguän-sche-yin-lau-mu-Pussa“, vor der die Jungfrau ihre Andacht zu gewissen Zeiten verrichtet. Diese wird gewöhnlich „Guän-yin-lau-mu“ (Mutter der Barmherzigkeit) oder einfach „Guän-yin“ genannt.

Die Südsee (Naen-chä) ist ihre Heimat. Trotzdem sie ein Frauenangesicht hat, stellt man sie sich doch dabei als männlich vor, denn sie heißt großer Gelehrter (da-sche) und hat Männerfüße. Dagegen heißt sie nachher wieder „der Welt Rufen erhörende Mutter“. Die männliche Gottheit ist unter dem Volke wenig bekannt.

Die „Guän-yin“ erbarmt sich selbst ungebeten in ihrem mütterlichen barmherzigen Sinn, während die „Dschuin-ti-Pussa“ erst auf Bitten hin hilft. Sie wird in Krankheiten angerufen, bei ansteckenden Krankheiten und auch um Bewahrung vor denselben, noch ehe sie ausgebrochen sind.

Die Jungfrau muß vor dem Essen immer, also täglich zwei- oder dreimal, je nachdem sie zwei- oder dreimal Speise zu sich nimmt, welch ersteres das Gewöhnliche ist, der Pussa-niang-niang (Dschuin-ti-Pussa) Bä-Gung, d. h. alle Speisen erst ihr aufopfern und ihr Ko-to geben. Papier und Weihrauch wird, gegen die gewöhnliche Sitte, hierbei nicht verbrannt. Als besondere Verehrerinnen der Pussa-niang führt deshalb der Jungfrauenverein den Namen: Pussa-Verein (Pussa-chui).

Am 1. und 15. jeden chines. Monats, nach dem Mondjahr gerechnet, wobei auf den 15. immer Vollmond, auf den 1. also immer Neumond fällt, gibt die Jungfrau dem Yü-huang ihre Verehrung. Mitten im Hofe befindet sich ein Tisch, worauf Speisen stehen, die sie dem Yü-huang opfert (Bä-gung). Gleichzeitig gibt sie ihm Ko-to und verbrennt (Gold- und Silber-)Papier (Geld) und Weihrauch. Es geschieht

dies im Freien (dsä-Tiän-Di), als im Angesichte von Himmel und Erde dem Sitze des Himmelsherrn. Die Verehrung macht man mit dem Angesichte nach Süden, nur wo ein Tempel ist, worin sein (Altar-)Bild aufgestellt ist, findet dort nicht unter freiem Himmel diese Verehrung statt.

Dieselbe Verehrung bezeugt die Jungfrau am 1. und 15. in ihrem Zimmer der Dschuin-ti-Pussa und der Naen-chä Guän-yin (lau-mu); also: Bā-gung (Speiseopfer, Ko-to) mit Papier- und Weihrauchverbrennen.

Jährlich viermal wird Vereinsversammlung, abwechselnd an verschiedenen Orten, abgehalten unter dem Vorsitz der Meisterin. Die Mitglieder (Tudi) bringen Eßwaren und Geld für sie mit. Zu dieser Versammlung haben die Vereinsmitglieder zu erscheinen. Auf derselben wird gemeinsam gebetet, eine kleine Trommel gibt den Takt dazu. Das Bā-gung und Ko-to an die Gottheiten darf nicht fehlen. Das Vereinsmitglied am betreffenden Orte ist Gastgeber.

Alljährlich hat jeder Tempel sein Haupttempelfest, eine Art Kirchweihfest, das Anlaß zu großen Jahrmärkten bei dem betreffenden Tempel wurde. Diese Feste (chuei oder schön) haben ebenfalls alle Jungfrauen der Vereinigung zu besuchen. Dort treffen sie sich, um das Jahresgedächtnis der Hauptgottheit des Ortes zu begehen. Sie geben ihr und allen Nebengottheiten dort Ko-to und verbrennen davor Weihrauch und Papier-(Geld). Weihrauch in Form von Stäbchen, je 3 an Zahl, verbrennt sich allmählich selbst durch Kloten. Das Papier ist Gold- und Silberpapier, fälschlich als Opfer von Gold und Silber an die Gottheit gedacht. Heute hat man auch mit Silberpapier überzogene Pappdeckeldollar. So wird sich die Gottheit durch die täuschend nachgeahmten Silberdollars erst recht hintergehen und täuschen lassen.

Hat die Familie keine Kinder oder herrschen Kinderkrankheiten, so wendet man sich an die Sung-dse-Guän-yin-Pussa um Hilfe, damit sie (Sung-dse) = einen Sohn bringe. Da die Jungfrau deren Täfelchen nicht hat und auch sonst deren Altar (Bild) sehr selten ist, so wendet man sich in Ermangelung dessen gewöhnlich an die Dschuin-ti-Pussa in diesen Anliegen.

Wenn also in einer Familie der Stammhalter fehlt, so suchen die Leute wieder die Jungfrau um Vermittlung auf. Diese rät ihnen, ein Gelübde zu machen. Man schreibt das Anliegen an die Pussa-niang auf einen Zettel mit Angabe von Name, Ort und Datum, sowie Gelöbnis und Bürgen. Letzteren macht die Jungfrau. Dann besorgt man von den Bonzinnen ein 20 cm hohes angestrichenes Lehmkindchen, das Vermögliche für 2—3 Dollar, Arme schon für 30 Cts. erwerben können. Dieses wird mit einer Sänfte in das Haus der kinderlosen Familie getragen. Es wird dort in eine Mauernische gestellt und mit einer Schnur am Halse angebunden. Die Nische wird mit einem Türchen verschlossen, damit das Kind nicht davonlaufen kann, d. h. man gewärtigt einen Sohn, der dann nicht mehr stirbt. — Bekommt die Familie dann einen Sohn geschenkt, so wird das Lehmkindchen in einer Sänfte zurückgebracht und auch das Gelübde eingelöst. Die Sachen werden der Jungfrau übergeben. Diese opfert die Speisen der Pussa und verbrennt vor ihr die versprochene Menge Silber- und Goldpapiers. Die geopferten Speisen gehören dann ihr, samt dem versprochenen Stück Tuch usw.

In Krankheitsfällen, besonders bei Kinderkrankheiten, werden die Jungfrauen oft zu Hilfe gerufen. Leider treiben sie dabei ein recht unehrlich Handwerk. Sie versprechen Gesundung auf einen be-

stimmten Tag. Klugerweise fassen sie den Termin nicht zu kurz, so daß auch bei Nichtgebrauch jeden andern Mittels eine Krankheit von selbst wieder gut werden muß. Die Familie hat dann ein Opfer zu bringen. Die Gaben nimmt die Jungfrau in Empfang und opfert sie der Pussa-niang. Das Essen aber behält sie selbst. Kommt es nun vor, daß das Kind von der Krankheit zur bestimmten Zeit noch nicht genesen, so tadeln sie die Leute, weil der Grund in deren Unglauben liege. Dann überredet sie die Leute, ein noch wertvolleres Gelübde zu machen. So hat sie also immer etwas zum Leben von ihrem unehrlichen Handwerk.

Wenn ein Vereinsmitglied die Regel nicht hält, so wird es bestraft; es muß Bäckung, Speiseopfer darbringen. Auf Unverbesserlichkeit oder gröbere Übertretungen ist Ausschluß aus der Vereinigung gesetzt. Es wird auf einen Zettel Name, Ort, Datum des Delinquenten geschrieben mit der Bemerkung, daß die Person die Satzungen des Pussa-Vereins nicht gehalten habe und deshalb ausgeschlossen werde.

Ist eine Jungfrau gestorben, so werden auf ein weißes Stück Papier die Angaben der Personalien, Jahr und Tag des Eintrittes, welche und wie viele Jahre Fasten die Person gehalten, Jahr und Tag des Todes und Name der Verstorbenen geschrieben. Dieser Totenschein wird mit einem länglichen und einem viereckigen Siegel versehen und dann über dem Feuer gelb geräuchert.

Dieser Beglaubigungsschein wird der Toten, an der Seite befestigt, mitgegeben. Zum Begräbnis erscheinen die übrigen Jungfrauen der Pussa-Bruderschaft und beten. Ebenso begleiten Verwandte der Verstorbenen die Leiche. Doch auf dem Familienbegräbnisplatz findet die Tote keine Ruhstätte, sondern wird am Begräbnisackerrand beigesetzt, weil für eine Frauensperson, die keinen Bräutigam hat (bu-tscheng-jeu), die entsprechende Achtung fehlt.

Mit dem abgestempelten Zeugnis der Abtötung und Frömmigkeit hoffen die frommen Jungfrauen der buddhistischen Hölle mit ihren Schrecken in 18 Graden zu entgehen, welche im Nä-cho das Los aller ist, um zur Dijn tchiau (goldenen Brücke), dem buddhistischen Himmel (der Gerechten), zu kommen.

Im allgemeinen stehen diese Jungfrauen in hohem Ansehen. Letztes Jahr verbreitete sich das unverbürgte Gerücht, daß die Leiche eines 21jährigen Mädchens noch nach 100 Tagen unverwest geblieben sei. Sollte dies auf Wahrheit beruhen, war es dann nicht vielleicht im Winter? — Auf jeden Fall wurde ihm ein Ehrenggrab durch ein Turmdenkmal gesetzt. Die Familie aber machte keine schlechten Geschäfte; denn jeder, der das Grab besuchte, gab auch eine Gabe.

Diese Vegetarianer sind herzlich gute Leute, die es mit ihrer Überzeugung, obwohl alles sich im Aberglauben bewegt, ernst nehmen. Es ist ein famoses Material fürs Christentum, wenn sie sich bekehren, was allerdings sehr schwer hält.

So konnte ich vorletztes Frühjahr eine 42 Jahre alte Jungfer samt deren 17jährigen Nichte-Jungfrau taufen. Solchen Jungfrauen sind die Satzungen der hl. Kirche durchaus nicht beschwerlich zu halten. Bei den heidnischen Vereinsvorschriften mit Enthaltung von Fleisch und anderen Speisen, von geistigen Getränken, sowie Verrichtung anderer Bußübungen hatten sie es vielleicht schwerer. Als Christen zeigen sie, wie erst im Aberglauben, so jetzt in Erfüllung der Christenpflichten den regsten Eifer.

2. Ordensjungfrauen. Heidnische Nonnen<sup>s</sup> (Sung-gu).

Der Stand der Nonnen, d. i. Jungfrauen, die sich der religiösen Übungen im gemeinschaftlichen Leben befleißigen, gibt es auch im chinesischen Heidentume. Man nennt sie „Gu-dse“, bekannt als Bonzinnen, zum Unterschiede von den weltlichen Jungfrauen „Sung-gu“ genannt.

Die Bonzinnen rekrutieren sich meist aus armen kleinen Mädchen, welche die Nonnen gekauft und auferzogen haben. Wenn die Bonzinnen zu kranken Mädchen gerufen werden, um ihren Aberglauben anzuwenden, so fordern sie, wenn das Kind gesundet, die Leute auf, es ihnen zu geben und als Novize (Tu-di) zu weihen.

Hat das Mädchen das entsprechende Alter, so wird es von der „Äbtissin“ gefragt, ob es „Tschu-dja“, d. h. „Bonzin werden“ wolle. Verneint es die Frage, dann ist es frei, sagt es „ja“, dann stellt sie die fernere Frage, wie bei den Jungfrauen in der Welt, wie es das Enthaltungsfasten halten wolle, ob nach der strengsten Form, „Tsche tschang-dschä“, oder nach der milderer: „Tsche hua dschä“. Nach Beantwortung dieser Frage werden der Novizin von der Äbtissin die Haare abgeschnitten. Das Haar wird kurz geschoren. Kopfbedeckung tragen die Nonnen keine.

Die Novizin wird dann eingekleidet. Das Kleid ist ein langer Mantel, der vorn übereinander geschlagen, nicht wie die gewöhnlichen Laienkleider zugeknöpft ist. Dieser reicht bis auf die Knöchel. Sie tragen Männerschuhe, verkrüppeln also die Füße nicht.

So in Männerkleidern sind sie nicht so leicht als Frauenspersonen zu erkennen. — Es begegneten mir ein halbes Dutzend solcher Nonnen. Als sie vorüber waren, frug mich der Diener: „Was waren das wohl für Leute?“ Veranlaßt durch deren jugendlich scheinendes bartloses, volles Gesicht und kleinen Wuchs sagte ich: „Bonzenschüler“. „Nein“, erwiderte dieser, „das sind Gu-dse (Bonzinnen)“.

Die Bonzinnen pflegen das gemeinsame Leben in Klöstern mit Klausur und obliegen gemeinsamen Übungen der Abtötung und Andacht. Sie leben nach einer bestimmten Regel.

Je nach ihrer Willensäußerung halten sie es bezüglich der Auswahl der Speisen wie die weltlichen Jungfrauen; entweder Enthaltung von jeder Art Fleisch und Fett, warm- wie kaltblütiger Tiere, scharfen Gemüsearten, geistigen Getränken usw., von Tabak und jedem Zusatz zu reinem warmen Wasser, oder, sieben Tage des Monats ausgenommen, genießen sie noch Schweinefleisch, Schuppenfische und Lauchgemüse und rauchen auch Tabak. — So sind sie also ganz oder teilweise Vegetarier oder Antialkoholiker gleich den Jungfrauen in der Welt.

Die heidnischen Nonnen beten dreimal täglich zu Tisch, jedoch ohne Speisen zu opfern. Sie verrichten auch zu verschiedenen Tageszeiten, morgens, mittags und abends, ihr gemeinschaftliches Gebet im Tempel der Dschuin-ti-Pussa. Dieser nimmt im Klosterhof, in der Mitte, den Hauptplatz ein und ragt über die Klostergebäude höher und prächtiger empor.

An der Nordwand, in der Mitte des Tempels, erhebt sich der Altar mit der Hauptgottheit des Heiligtumes. Es ist die Pussa-niang-niang wie bei den einzelstehenden Jungfrauen (Dau-gu), nur daß hier ihr Altar

<sup>s</sup> Vgl. Die Frau in Shantung, vom Verfasser, S. 62—64.

vorhanden ist. Derselbe ist überragt von einem Baldachin mit zwei Vorhängen, womit man ganz oder teilweise die Statue verhüllen kann. Die Göttin hat 18 Arme. Weil sie immer die Hände faltete und betete, hieb ihr Vater, wütend hierüber, beide Arme ab, doch siehe, statt der zwei Arme wuchsen aus der Schulter die doppelte Anzahl, je zwei Arme. Als er noch wütender hierüber ihr die vier Arme abschlug, wuchsen acht, und als der Zorn noch nicht ruhte und er ihr auch diese abhieb, wuchsen zu den zwei natürlichen noch 16 Arme, so daß sie nunmehr 18 hatte.

Die Göttin hockt auf einer Seerosen-(Lotos-)Blüte als Bild der sittlichen Reinheit. Es ist ein dunkelbraunes Bildnis oder aber ganz vergoldet. Bisweilen ist es eine überkalkte Lehmfigur, bisweilen aber, wie der ganze Götterhimmel, aus Holz geschnitzt und prächtig vergoldet, wie kürzlich zu sehen ich Gelegenheit hatte.

Am 1. und 15. jeden Monats verrichten die Nonnen ihr Stundengebet im Tempel kniend, zur anderen Zeit sitzend. Dann erheben sie sich fast drei ganze Nächte nacheinander nicht von dem Knien; denn sie haben auch das nächtliche Chorgebet. Für gewöhnlich dauert es von Mitternacht bis 2, 3 Uhr. Am 1. und 15. ist zugleich Bā-gung (Speiseopfer, Ko-to) Weihrauch- und Papierverbrennen. An diesen Tagen (1. und 15. jeden Monats) wird auch der Naen chā - Gu ā n - sche - y i n - lau - mu gedacht, die zur Seite einen kleinen Altar mit ihrem Bildnis oder, wie in der Stadt Gau-mi, hinter dem Dschuin-ti-Pussa-Tempel, einen eigenen Tempel hat. Sie sitzt würdevoll, mit gefalteten Händen, alle fünf Finger, auch die Daumen gestreckt; ihr Bild ist hell, weiß oder prangend in frischer Vergoldung, vertrauenerweckend. Sie hinterläßt den Eindruck, den kürzlich ein amerikanischer Prediger so äußerte: „Sie haben in China den Vorteil, daß Sie die Mutter Gottes haben“. Die Göttin führt den Namen (Lau-mu) alte Mutter als Ehrennamen, oder hl. Mutter, wie wir auch hier Maria nennen. Es wird ihr am 1. und 15. jeden Monats Bā-gung (Speiseopfer), Ko-to (zur Erde niederwerfen) gegeben, Weihrauch und Papier verbrannt. In Bedrängnissen und Nöten wendet man sich durch die Bonzinnen an sie als die Mutter der Barmherzigkeit.

Natürlich darf der Yü chuang nicht vergessen werden, der die Ehrbezeugung Bā-gung und Ko-to, Verbrennen von Weihrauch und Papier im Tempelhof vor dem Tischchen mit den geopfertem Speisen, wobei der Opfernde nach Süden blickt, erhält. Sie bitten ihn, den Himmelsherrn, um Regen und Sonnenschein.

Auch bei den übrigen Gelegenheiten: Tempelfest usw. halten es die Nonnen wie die weltlichen Jungfrauen.

Auf einem Seitenaltare des Tempels der Nān chā Guān-yin befindet sich auch die Statue der Sung dse Guān-yin, umgeben von einer Menge angestrichener Lehmkindchen. Durch ein Opfer an sie und durch sie erhoffen kinderlose Leute Nachkommen. Dabei gebrauchen sie die Vermittlung der Nonnen bei der Kindermutter Sung dse (= bringt Kinder).

Durch die Propaganda und die Sammlungen der Bonzinnen ersehen die schönsten Pussatempel. Auch der Tempel, den ich seinerzeit unter Führung der 81jährigen Äbtissin besuchte, war in guter Ordnung, entgegen der allgemeinen Erfahrung, wie sonst die Tempel aussehen.

Ihr Land bebauen die Nonnen, wenigstens im Westen Schantung, meist selbst. Sie lernen lesen und haben eine Menge Lehren und Gebete

auswendig zu lernen, um dann später im Chor nach den bestimmten Formeln und Zeremonien mitrezitieren zu können.

Die „Südlichen“ verfolgen und vertreiben sie, wie sie es auch den heidnischen Mönchen gegenüber tun.

Auf mich macht dieser Nonnenstand immer einen tiefen Eindruck. Hoffen wir, daß Gott sich mit dem guten Willen derselben zufrieden gibt, weil sie doch nicht leicht für die Wahrheit zu gewinnen sind. Das ist mehr ein Werk der Gnade, die erfleht werden will und eine Mission frommer Seelen ist.

### 3. Heidnische Frauenvereine.

Mütterverein (Lau-mu-chuei)<sup>9</sup> und Götterkult. Wenn Frömmigkeit und Bußgeist bei jungen Leuten in der Frauenwelt eigene Vereinigungen zeitigt, wäre es zu verwundern, wenn das herangewachsene Frauengeschlecht zurückstehen würde! Ebenso wäre es auffallend, wenn der religiöse Geist nur auf einen besonderen Stand (Jungfrauen) beschränkt bliebe und nicht auch auf die Laien des frommen Geschlechtes sich ausdehnen würde. Es ist ja bekanntermaßen auf der ganzen Welt gerade unter den Frauen, zumal älteren, eine tiefe Frömmigkeit mit oft heroischer Geduld und unbegrenztem Opfersinn verbreitet. So haben denn auch die Laienfrauen in China eine eigene, den Jungfrauen und Nonnen ähnliche Vereinigung.

Die Regeln sind wesentlich ähnlicher Natur wie bei den heidnischen Jungfrauen. Die Frauen halten auch die Fasten nach einer der zwei Formen, entweder vollständige Enthaltung von Fleisch und Fett warm- und kaltblütiger Tiere, von scharfen Gemüsearten, von geistigen Getränken und jedem Zusatz zu Wasser, oder sie genießen, auch sieben Tage des Monats ausgeschlossen, Schweinefleisch und Fett, Fleisch von Fischen mit Schuppen und scharfe Gemüsearten sowie auch Tee.

Die Vereinsmitglieder veranstalten oft unter sich und auch bei andern Leuten Geldsammlungen. Das Haupt des Vereins (chuei to), ein Mann oder eine Frau, führt die Kasse. Das Geld verwendet man zu gemeinsamen Wallfahrten, zu Theaterveranstaltungen, oder zu Bau und Reparaturen von Tempeln, bisweilen auch zu Brückenbauten. Oft auch verausgabt es der Vorstand auf Nimmerwiederfinden. Es kommen schöne Summen zusammen, die so die freie Mildtätigkeit spendet hat.

Während die heidnischen Jungfrauen und Nonnen zu verschiedenen Zeiten des Tages, selbst nachts, sowie bei bestimmten Anlässen und an bestimmten Tagen Gebete rezitieren (Niän-djing), kennen diese Laienvereine keine Gebetszeiten. Statt dessen lernen sie bei bestimmten Gelegenheiten den Namen Buddha (Niän-fuo).

Dagegen sind die Vereinsmitglieder eifrig in der Verehrung der Gottheiten an den Tempelfesten. Da machen sie Ko-to, Bā-gung, verbrennen Weihrauch (Stäbchen) und Gold- und Silber(papier), ganze Stöße von Papier wandern in den Ofen vor dem Tempelbau. Im Winter selbst gibt es eine förmliche Hitze im Tempelhof.

Zunächst verehren diese Frauen die „Lau-mu-Pussa“, gewöhnlich die Naenchä guän-yin-lau-mu Pussa, einfach „Lau-mu“ (alte Mutter) von ihnen genannt. Davon hat ihr Verein den Namen Lau-mu-chuei =

<sup>9</sup> Vgl. Die Frau in Shantung, vom Verfasser, S. 67, 68.

Alt-Mütterverein. Weil die alten Frauen im Verein die eifrigsten sind, heißt er auch Lau-ma-ma-chuei = Altweiberverein.

Wiewohl zunächst der Lau-mu ihr Besuch und ihre Verehrung gilt, so vergessen die guten Frauen auch keinen einzigen im Götterkollegium, samt den Engeln und Teufeln und deren Trabanten. Allen gibt man Ko-to, vor allem verbrennt man Weihrauch und Papier. Nichts hält von dem Tempelbesuch ab, keine Unbill der Witterung, ob Hitze oder Kälte, noch die große Entfernung. In stummer Andacht kniet das Mütterchen vor der Gottheit, während der Bonze oder die Bonzin zu der dreimaligen Verneigung den Takt gibt durch dreimaligen Anschlag der eisernen Glocke auf dem Altartisch. Zugleich opfern die frommen Seelen, die es so gut meinen, ihre Speise und nachher ihre Kupfer, die dem Bonzen zufallen.

Für jede Not ist ja ein Helfer oder eine Helferin da: Der Kranken Heil die Guän yin lau mu, der Bedrängten und Notleidenden Helferin die Dschuin-ti Pussa = Pussa niang, der Kinderlosen Kinderbringerin „Sung dse“ guän-yin.

Dann bittet man bei Trockenheit in ganzen Prozessionen um Regen zum Himmelsherrn (Yü-chuang). Man wallfahrtet zur Himmelskönigin, hl. Mutter (Tiän-chou scheng-mu), einer lokalen Göttin, deren Vater entweder ein Berg oder Hügel ist, oft mehrere Tagreisen zu Fuß mit den verkrüppelten Füßen. Und das Vertrauen, das diese Matronen an den Tag legen! Mit ernster Miene, ohne Menschenfurcht und ohne sich stören zu lassen, verrichten sie ihre Andacht.

Der Austritt aus der Bruderschaft ist sehr einfach. Das Mitglied braucht bloß nicht mehr mitzumachen<sup>10</sup>.

Revolutionäre Geheimsekten (chei-chuei-djau), Geisterkult. Sehr viele Vereine bestehen, welche unter dem Namen Lau-mu-chui spiritistische Ideen und revolutionäre Tendenzen verfolgen, deren Mitglieder meist Frauen sind. Nachts haben sie ihre Sitzungen. Niemand, selbst nicht den eigenen Familienmitgliedern gestehen sie die Zugehörigkeit ein, noch verraten sie die Geheimnisse des Vereins. Viele Frauenspersonen lassen sich betören durch die Propaganda des Vereinshauptes.

<sup>10</sup> An wenigen Stellen, so bei den Altchristen in Tsinanfu, ist der dritte Orden des hl. Franziskus eingeführt. Man hatte ihn früher auch für einige fromme Seelen eingerichtet. In einem andern Bezirk bestand ein christlicher Mütterverein, wieder andere Missionare haben einen Frauenverein zum regelmäßigen Festtagsbesuch, eine Art Wallfahrtsvereinigung, eingeführt. (Tä-tä-chuei = Frauenverein oder Gen-dschän-li-chuei = Festtagsbesuch-Verein genannt). Es wird etwas Geld und Getreide gesammelt, um den Frauen an Festtagen zwei Tage das Essen zu stellen, weil oft der Mangel an Reisegeld sie vom Besuche der Feste abhält. Dies zumal, wenn sie der verkrüppelten Füße wegen weite Strecken nicht zu Fuß gehen können. Der Besuch der Frauen beim Feste aber wirkt viel nachhaltiger, als wenn bloß die Männer erscheinen. Die Vereine haben alle ihre Schwierigkeiten an der Finanzierung, weil bisheran die Christen nicht denselben Opfermut aufbringen, wie ihn oft die heidnischen Vereine an den Tag legen. Die Größe der Seelsorgebezirke mit den großen Entfernungen, der Mangel an Schulbildung bei den Frauen, Armut, verbunden mit übergroßer Sparsamkeit, ständige Wirren durch Räubersoldaten und Räuber, zu rascher Wechsel des Seelsorgers wegen Priester mangel lassen kein Vereinsleben erblühen.

5 Missionswissenschaft und Religionswissenschaft. 4. Jahrgang. 1. Heft.

Zur Werbung halten sie auch die Fasten, wie fast alle revolutionären Vereinigungen. Dabei verehren sie nicht die Gottheiten des Buddhismus, sondern treten mit den bösen Geistern in Verbindung durch den „chei-chuei“, einen Schüler des Buddha. Dieser ist ihr Patron und hat der Sekte den Namen gegeben. Chei-chuei-djau ist tatsächlich eine Geheimsekte. Diese Sekte treibt also nicht den populären Aberglauben der harmlosen Leute vor ihren Gottheiten, sondern allerhand Hokuspokus mit unheimlichen Zeremonien und Geisterverkehr zur Geisterstunde. Sie beten auch. Aber deren Gebete sind haarsträubend, häßlich verletzen sie den sittlichen Anstand. Auch die Zusammenkünfte von männlichem und weiblichem Geschlecht zur Mitternachtszeit erfreuen sich keines sittlich guten Rufes.

In den Versammlungen predigt man den Umsturz. Es wird auf die traurigen Zeiten hingewiesen. Da wird in Aussicht gestellt, durch die Bemühungen des Vereins bringe man eines Tages den Himmelssohn (Kaiser) wieder auf den Thron, indem man den jetzigen Staat vernichte.

Zu Propagandazwecken, um den Aufruf zustande zu bringen, wird von den Mitgliedern sehr viel Geld herausgelockt und auch gegeben. Da sind vor allem die Frauen gut zu gebrauchen.

Die Geheimsekte wagt sich nicht ans Tageslicht und meidet ängstlich Entdeckung und Verrat ihrer Grundsätze. Diese Vereine sind sehr zahlreich. Auch abgestandene Neuchristen geben bisweilen ihren Namen her. Derartige geheime Gesellschaften sind verboten, aber meist kümmert man sich praktisch nicht darum. Ein versuchter Austritt würde an Leben und Gut teuer zu stehen kommen<sup>11</sup>.

Est ist im Vorstehenden nur geschildert, wie sich die Revolution in der Provinz Schantung und ihrer Nachbarschaft auswirkte, weil Schreiber nur da sich augenscheinlich von den Folgen überzeugen konnte. Die Entfernung der Idole erstreckte sich unter dem Schutz von Militär und Polizei wesentlich auf die Stadt. Auf das Land dehnte sich der Eifer der Neuerer weniger aus, weil die Furcht vor dem noch nicht ungläubigen und nicht kommunistisch gesinnten Landvolk ihnen Vorsicht gebot. Dieser Furcht verdanken auch das Heiligtum der Scheng-mu (hl. Mutter) auf dem Tā-schän, der Tempel des Kung-fu-dse in Tehü-fu, sowie manche Tu-di-miau (kleinen Jünger-Tempel) auf dem Lande und auch manche Privat-Tempel und Klöster ihre Schonung und Erhaltung.

In Schanghai und den andern Hafenstädten von Südchina, wohin die Revolutionäre nicht eindringen konnten, wegen der Konzessionen, sind die Tempel noch intakt, wie ich mich überzeugen konnte. Sie sind fleißig besucht, und auch die Huo-schang buddhistischen und Dau-sche dauistischen Mönche, sowie die Gung-sche dauistischen Weltpriester versehen noch ihre Dienste.

Die Lau-mu-chuei Alt-Mütter-Vereine konnten auch noch bestehen bleiben, weil sie privat und oft ohne Kultstätte sind.

Den stärksten Stoß und die schwerste Einbuße hat der Kult er-

<sup>11</sup> Nahe verwandt mit diesen Geheimgesellschaften sind die Boxersekten mit ihren nächtlichen abergläubischen Sitzungen und Übungen, wodurch sie unverwundbar werden. Aber dies sind Männervereine: Rote Lanze, Weiße Lanze, Groß-Messersekte usw.

litten durch den Tempelschluß und die Zerstörung der Göttergestalten, namentlich der zahlreichen, vielverehrten Pussa (Guän-yin). Sie waren öffentlich viel besucht, namentlich an den Tempelfesten und privat von Frauen zur Erflehung von Kindersegen. So ist der Kult nur mehr vereinzelt möglich in den wenigen, noch geöffneten, aber sehr weit entfernten Tempeln.

## Kleine Beiträge

### Das erste Handbuch der christlichen Missionskunst

Nun haben wir aus berufener Feder die erste Darstellung und Lösung vieler Fragen, die sich um die Berechtigung, Möglichkeit und Wirklichkeit einer einheimischen christlichen Missionskunst bewegen. Mons. Celso Costantini, der vor kurzem das Werk *L'Arte cristiana nelle Missioni* veröffentlichte (Rom 1940, Tipografia Poliglotta Vaticana, 429 S., 25 Lire), war wie kaum ein anderer durch seine Tätigkeit in Vergangenheit und Gegenwart dazu berufen, diese Lücke in der Missionsliteratur auszufüllen. Als Begründer, Leiter und Mitarbeiter der *Rivista d'arte cristiana* (1912—1920) vor seiner Aussendung in die Mission, dann als Apost. Delegat in China von 1922—1933, seit dem 20. Dezember 1935 als Sekretär der Propaganda-Kongregation hat der hohe Verfasser mehr als andere reiche Gelegenheit gehabt, die vielseitigen Probleme der christlichen Kunst im Abendlande und in der Mission zu studieren, selbst literarisch Stellung zu nehmen, Beispiele aus der Praxis zu sammeln und — was nicht unterschätzt werden darf — gegen Unverstand und Mißverständnisse anzukämpfen, bis seine Vorschläge und Anregungen sich durchsetzten, freilich nicht ohne Mithilfe des weitschauenden Missionspapstes Pius XI. Deshalb wird der Name Costantini in der Missionsgeschichte stets mit der Neubelebung bodenständigen christlichen Kunstschaffens in der Mission des 20. Jahrhunderts verknüpft bleiben. Er hat vergessene Grundsätze der Akkommodation wieder ans Licht gehoben und sie auf das Gebiet der Kunst angewandt, er zeigte dem Missionspersonal in Wort und Bild auch vielseitige Möglichkeiten, wie man die künstlerischen Talente der Eingeborenen wecken und zu schöner Entfaltung führen kann nach dem Grundsatz „Non centoni, ma sintesi e rinascimenti“, d. h. kein Flickwerk, keine rein äußerliche Übernahme einheimischer Stilarten für kirchliche Zwecke, sondern Erneuerung der einheimischen Kunst von innen her durch den Genius des Christentums, so daß das Kunstwerk zugleich vollkommen bodenständig und vollkommen christlich ist.

Das Handbuch besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil werden mehr oder weniger Grundsätze aufgestellt unter Einbeziehung der Lehren der Geschichte und der kirchlichen Vorschriften (S. 1—189). Von den Kapiteln dieses Teiles seien folgende, weil besonders bezeichnend für die geistige Grundhaltung des Buches, hervorgehoben: VI. Über die Kolonialkunst; VIII. Verschiedene Gesichtspunkte gegenüber der Kunst der primitiven Völker; IX. Ob die christl. Kunst des Abendlandes als eine Kunstform angesehen werden muß, die der Kirche eigentümlich und gemein ist; XVIII. Der Sinn für Maß. Im zweiten Teil werden „die ersten Erfahrungen“ mitgeteilt, indem Beispiele künstlerischen Schaffens